

Wieder einmal in der alten Heimat

Helmut Pillau

Unsere Reisen nach Berlin, die zumindest jährlich stattfinden sollten, galten nicht nur der Stadt, sondern auch mir selbst ganz persönlich. Erkunden wollte ich, wie nahe mir die Geburtsstadt, von der ich mich 1980 brüsk abgewandt hatte, noch kam. Wegen meines Alters und Gesundheitszustandes waren diese Reisen nicht mehr selbstverständlich. 2023 meinte ich sogar insgeheim, dass dies wohl meine letzte Berlinreise sein würde. Doch sollte mir die Stadt 2024 besonders nahekommen. Dies nicht nur in familiärer Hinsicht. Besonders gespannt waren wir ja darauf, vielleicht ein neues Familienmitglied kennenzulernen.

Der Gesichtspunkt, unter dem ich die Ferienwohnung ausgewählt hatte, war nicht nostalgischer, sondern praktischer Art. Nicht in Schöneberg, wo ich aufgewachsen war, auch nicht in Tempelhof und Kreuzberg, wo ich zum ersten Mal allein gelebt hatte, sondern im jetzigen Bezirk Mitte, im *Hansaviertel*, also in unmittelbarer Nähe des Tiergartens, wollten wir wie auch schon die letzten Male wohnen. Da waren wir ganz nahe am Zentrum und doch zugleich im direkten Kontakt mit einem riesigen Erholungsgebiet, eben dem Tiergarten. Die S-Bahn dominierte hier in visueller und akustischer Hinsicht; zur U-Bahn mit der Station Hansaplatz und der Bushaltestelle mussten wir nur eine kurze Strecke laufen.

Beflügelnd war schon die Begegnung mit dem inzwischen wohl vertrauten Vermieter, der uns fast überflüssigerweise in die Wohnung einwies. Einen „homo politicus“ hatte ich da vor mir, denn er war als Mitglied der SPD auch Mitglied des Abgeordnetenhauses gewesen. Nun haderte er aber heftig mit seiner Partei. Vor allem in den 50er und Anfang der 60er Jahre war ich selbst auf eine so leidenschaftliche Weise „homo politicus“ gewesen, dass dies beinahe den schulischen Rahmen sprengte. Obwohl der Vermieter jünger war als ich, schwelgten wir nun beide in einer für uns prägenden Zeit, paradoxerweise derjenigen des „Kalten Krieges“. Eine Eigenart dieser Zeit machte es wahrscheinlich aus, dass die „reeducation“, die den Berlinern im Westen durch die amerikanische Besatzungsmacht verordnet worden war, von diesen als Erweckung eines eigenen, aber noch schlummernden demokratischen Lebensgefühls verstanden wurde.

Erst jetzt kam mir recht zu Bewusstsein, wie sehr ich doch bis heute „Westberliner“ geblieben war. Die aggressive Reaktion Russlands auf die proklamierte Selbstständigkeit der Ukraine ließ bei mir die traumatische Erinnerung an die ständige Bedrohung West-Berlins durch die Sowjetunion und die DDR wieder wach werden.

Wie auch in den beiden letzten Jahren machte ich mich am Morgen vor dem Frühstück auf, um mir den *Tagesspiegel* zu besorgen. Da ich in meiner Berliner Zeit, also bis 1980, Abonnent dieser Zeitung gewesen war und sie sogar als Schüler ausgetragen hatte, wollte ich damit wohl in altvertraute Bahnen wieder zurückfinden. Ich war aber deswegen einigermaßen über die jüngsten Geschehnisse in der Stadt informiert, weil ich in meiner neuen westdeutschen Heimat regelmäßig im Internet den *Checkpoint Tagesspiegel* las. Gelegentlich beteiligte ich mich sogar an politischen Diskussionen, die von der Zeitung initiiert wurden.

Ich musste die *Flensburger Straße* fast vom Anfang bis zum Ende, dem S-Bahnhof *Bellevue*, entlanglaufen, um zu dem in einem S-Bahnbogen befindlichen Zeitungsgeschäft zu gelangen. Als ich dort eintraf, fand ich die Verkäuferin in ein lebhaftes Gespräch mit einem älteren Mann verwickelt. Gebannt hörte ich nicht deswegen zu, weil mich der Bericht über seine aktuellen Gebrechen besonders interessierte, sondern weil der Mann so ungehemmt im Berliner Dialekt sprach. Ihn unterbrechend, beglückwünschte ich ihn als alter Berliner dazu. Er strahlte. Als er gegangen war, fragte mich die Verkäuferin, warum ich diese „schöne Stadt“ verlassen habe. 1980 musste ich zwischen der Arbeitslosigkeit und einer Stelle in Mainz wählen, sagte ich ihr. Außerdem seien mir die Berliner Mädchen zu frech gewesen. Die Verkäuferin lächelte.

Wie ich einem alten *Pharus* Stadtplan Berlins von 1903 entnehmen konnte, gab es die *Flensburger Straße* schon um die Jahrhundertwende. Diese Beobachtung täuschte darüber hinweg, dass sich diese Gegend im Laufe der Zeit radikal verändert hatte. Neunzig Prozent des später sogenannten *Hansaviertels* fielen den Bombenangriffen im Zweiten Weltkrieg zum Opfer. So galt es als eine politische Demonstration – auch gegenüber Ost-Berlin mit seiner repräsentativen *Stalinallee* –, wenn gerade dieses Viertel wieder aufgebaut wurde. Renommiertere Architekten lud man im Rahmen der „Internationalen Bauausstellung“ von 1957 dazu ein, sich selbst durch charakteristische Bauwerke ins rechte Licht zu rücken. Man sparte so wenig am Aufwand, dass die Gebäude auch heutzutage noch überzeugen. Das Hochhaus, in dem sich unsere Ferienwohnung befand, gehörte aber nicht zu diesem Ensemble. Anfang der sechziger Jahre entstanden, war es schon etwas mitgenommen, wirkte aber noch recht solide.

Die *Flensburger Straße* hatte eine Besonderheit. Zunächst stachen die vielfach genutzten S-Bahnbögen hervor: ein Restaurant, eine Bäckerei, das erwähnte Zeitungsgeschäft und einige, zumeist leere Versammlungsräume. Aus dem Rahmen des neuen *Hansaviertels* fiel aber diese Straße deswegen, weil hier noch einige Häuser aus der Vorkriegszeit existierten. Allesamt dreistöckig, wirkten sie mit ihren weißen, dezent klassizistischen Fassaden eher bescheiden.

Als wir, d. h. Katherine, meine Frau, und ihre chinesische Freundin einmal in Richtung unserer Ferienwohnung unterwegs waren, verharrte ich plötzlich vor einem dieser Häuser. Mir waren Lebensmittel in Plastikbehältern aufgefallen, die man offensichtlich zum Mitnehmen auf der steinernen Umrandung eines Vorgartens abgestellt hatte. Verwundert befragte ich eine Frau deswegen, die sich in unmittelbarer Nähe befand. Sie, schon grauhaarig, mit feinen Gesichtszügen, ließ sich auf ein Gespräch ein. Sie wohnte in einem der Häuser und meinte zu ihnen: „Ja, so etwa hat es vor dem Krieg im ganzen Viertel ausgesehen.“ In dem Haus, vor dem wir standen, wohne auch die berühmte Schauspielerin Edith Clever. Auch sie selbst sei eine Frau vom Theater. Viele Juden hätten hier einmal gelebt. Sie wies in eine Richtung, in der eine Synagoge gestanden hatte. Jäh wurde unser Gespräch durch den Ausruf eines Mannes unterbrochen. Er war aus einem Nachbarhaus herausgelaufen und rief erregt, meiner Gesprächspartnerin zugewandt: „Schon wieder hat man bei mir eingebrochen!“ Das verstand ich als Signal, um mich bei der Frau zu verabschieden und mich wieder meinen Begleiterinnen zuzuwenden, die geduldig auf mich gewartet hatten.

Bei unseren letzten Berlin-Besuchen pflegten wir uns immer mit einem Berliner Buchhändler zu treffen, den ich durch unsere gemeinsame Vorliebe für den jüdisch-berlinischen Schriftsteller Georg Hermann kennengelernt hatte. Das Treffen sollte wie schon beim letzten Mal in dem Café *Buchwald*, ganz in der Nähe unserer Ferienwohnung, stattfinden. Das Café befand sich in einem alten Eckhaus direkt gegenüber der markanten *Moabiter Brücke*, welche die Spree überquerte und die Ortsteile *Tiergarten* und *Moabit* miteinander verband. Es fiel durch den historischen Stolz auf, mit dem es sich präsentierte. Hoch über dem Eingang prangte die Inschrift „Baumkuchen seit 1852“ – die Spezialität des Hauses – ,was noch durch den Titel „Hoflieferant“ gekrönt wurde. Das war also der rechte Ort, um sich mit jemandem wie den Buchhändler zu treffen, der ein Berlin-Fan war, aber aus *Baden* stammte. Da die Sonne schien, konnten wir im Vorgarten des Cafés Platz nehmen. Unerschöpflich waren die Einfälle, mit denen unser Gespräch in Gang gehalten wurde. Als Schwerpunkt sollte sich jedoch eine prominente Berliner Jüdin namens Marianne Awerbuch herauschälen, die sozusagen um die Ecke, in einem Haus des *Holsteiner Ufers*, also direkt gegenüber der Spree, gewohnt hatte. Ich war noch ganz erfüllt, geradezu aufgewühlt von der Lektüre ihrer Autobiographie. Dort erzählte sie etwa davon, wie man sie als Kind häufig angesichts kommender Besucher in das Café zur Besorgung von Kuchen geschickt hatte. 1939 konnte sie sich noch ‚im letzten Moment‘ nach Palästina retten, während ihre Eltern, der preußischen Rechtschaffenheit blind vertrauend, in Auschwitz umgebracht wurden. Nachdem sie sich in Palästina bzw. Israel jahrzehntelang durchgeschlagen hatte, kehrte sie 1966 in ihre Geburtsstadt zurück. Ihr erster beklommener

Erkundungsgang durch die Stadt führte sie wieder zu dem Café *Buchwald*, in dem sie, wie auch später in ihrem alten Wohnhaus, Leute antraf, die sie noch von früher kannten und die ihr freundlich begegneten. Obwohl sie sich bereits am Ende ihres vierten Lebensjahrzehnts befand, begann sie noch an der *Freien Universität Berlin* zu studieren, im Hauptfach Mittelalterliche Geschichte. Sie schwärmte von ihrem Doktorvater Wilhelm Berges, „einer Lichtgestalt“, wie sie sagte. Ihm war ich noch während meines Grundstudiums in Geschichte begegnet, ihr aber leider nicht. Das Institut für Judaistik, an dem sie eine Assistentenstelle bekam und das sie später sogar leiten sollte, lag mir sehr fern. Allerdings lernte ich sehr wohl ihren damaligen Chef Jacob Taubes kennen. Von einem selbstverliebten Messianismus beflügelt, war er aber weniger an der Judaistik als vielmehr im Zuge der „Studentenbewegung“ an einem Umsturz der Verhältnisse interessiert. Die Biographie über ihn, die ich gerade verschlungen hatte, trug den trefflichen Titel *Professor der Apokalypse*. Nun, ganz nahe der ursprünglichen Lebenswelt von Marianne Awerbuch, begann ich mir auszumalen, wie sich die robuste Berlinerin gegenüber diesem außer Rand und Band geratenen Professor behauptete. Sie verhielt sich ihm gegenüber mit ihrer Nüchternheit und ihrem Witz so, wie es sich meiner Vorstellung nach für eine richtige Berlinerin gehörte. Für ihn war Berlin neben New York, Paris und Jerusalem nichts weiter als weitere Etappe auf dem Weg zu dem großen Umsturz. War für sie Berlin demgegenüber wieder zur Heimat geworden?

Marianne Awerbuch brachte mich wieder auf meinen Lieblingsgedanken, dass eine „deutsch-jüdische Symbiose“ am ehesten in Berlin gedeihen konnte. Die für die Juden charakteristische Immunität gegenüber Aberglauben jeglicher Art und der typische Berlinische Skeptizismus harmonierten doch recht gut miteinander... (Vielleicht packte mich wieder der verrückte Drang, die Geschichte, wie sie tatsächlich war, unter der Geschichte, wie sie hätte sein können, zu begraben.)

Als das Café um 18.00 Uhr schloss, liefen wir noch mit dem Buchhändler, der mit seinem Fahrrad unterwegs war, das *Holsteinische Ufer* entlang, um das alte Wohnhaus von Marianne Awerbuch zu entdecken. Prächtige Häuser im wilhelminischen Stil und karge Neubauten aus der Nachkriegszeit wechselten einander ab. Das gesuchte Haus, an dem sich eine Gedenktafel befinden sollte, fanden wir aber nicht. Erst als Katherine und ich ein zweites Mal diese Straße entlangliefen, entdeckte Katherine das noch repräsentative Haus mit der Tafel. Die Sätze an ihrem Ende gefielen mir besonders: „Mit klarer Sprache und bissigem Witz mischte sie sich ein. So wurde sie zu einer Berliner Erscheinung.“

Wir wollten die am Rande des Tiergartens gelegene *Neue Nationalgalerie* deswegen unbedingt am Donnerstag besuchen, weil der Eintritt nachmittags umsonst war. So konnten wir insgesamt 32 Euro sparen. Allerdings regnete es just an diesem Tag ununterbrochen, wenn auch nicht sehr stark. Trotzdem entschlossen wir uns, den Tiergarten in südlicher Richtung mit dem Ziel der *Neuen Nationalgalerie* zu durchqueren. Obwohl wir ständig größere Pfützen umrunden mussten, kam uns der Tiergarten diesmal besonders schön vor. Wir hatten ihn nun für uns ganz allein. Außerdem glitzerte das im Frühling sowieso sehr helle Grün durch den Regen intensiv. Die *Neue Nationalgalerie* war nicht so überfüllt wie wir befürchtet hatten. Geboten wurde eine Ausstellung, die nicht nur den ästhetischen, sondern auch den zeitgeschichtlichen Sinn herausforderte. Sie hieß „Zerreißprobe. Kunst zwischen Politik und Gesellschaft 1945 – 2000“. Aus den Beständen der Nationalgalerie hatte man Bilder zusammengestellt, die nach der Katastrophe des Krieges von den manchmal recht verzweifelten Bemühungen um eine geistige Neuorientierung zeugten. Signifikant hierfür waren etwa die Spannungen zwischen den Polen des (sozialistischen) Realismus und der abstrakten Malerei.

Wieder draußen schauten wir uns um. Nicht allzu weit entfernt stand die *Philharmonie*. Auch wegen der vielen Konzerte mit den Philharmonikern in den alten Zeiten war dies zu meinem Lieblingsgebäude in Berlin geworden. Ihre phantasievolle Beschwingtheit kontrastierte mit der monumentale Strenge der gläsernen Nationalgalerie. Hier befanden wir uns also im *Alten Westen*, der wie das *Hansaviertel* im Kriege fast völlig ausgelöscht worden war. Sogar die *Margarethenstraße*, in der meine Großmutter gewohnt hatte, existierte nicht mehr. Übrig geblieben war bloß die *St. Matthäikirche*, in der man mich 1941 getauft hatte. Sie diente jetzt nur noch für Ausstellungen. Der Regen war versiegt; stattdessen zeigte sich sogar die Sonne. Der Tiergarten begann sich allmählich zu beleben: Radfahrer, Mütter mit Kinderwagen und Passanten mit ihren Hunden kamen uns entgegen.

Durch diese Reise war mein Geburtsort plötzlich wieder zu meiner Heimat geworden, ohne aber aus vielerlei, auch „kreatürlichen“ Gründen noch zu meinem Wohnort werden zu können.